


Berlin

Diplomatie in der Peking Ente



Foto: BLZ/Gerd Engelsmann

Tang Mengling vor den Gemälden eines jungen Künstlers aus Peking. Die Bilder erinnern sie an ihre eigene Familie. 

echter Fan trägt sie seit Tagen den Olympia-Stecker am Seidenhemd, gleichzeitig sorgt sie sich: „Ich habe noch nie so viel Militär in der Stadt gesehen, hoffentlich geht alles gut.“

Tang wurde 1973 in Peking geboren. 21 Jahre lebte sie dort. Heute leitet sie die „Peking Ente“, ein China-Restaurant im Berliner Regierungsviertel. Tang hat sich hier sorgfältig auf Olympia vorbereitet. Bereits vor Monaten plante sie Berlin-Beijing-Menüs. Acht landestypische Gerichte aus sechs Wettkampfregionen servieren ihre Kellner. Eifrig schnippelten die Köche die letzten Wochen Gemüse, probierten neue Rezepte aus. Die Wachskürbisstreifen schmecken nach Shanghai, wirbt Tang, das Lammfilet mit Kreuzkümmel-Sesam-Salz-Kruste nach Shenyang. Sogar eine Rikscha steht vor der Tür, für eine Spazierfahrt nach dem Essen.

Doch es geht Tang nicht nur ums Geschäft, sie möchte den Berlinern auch ihre Kultur näher bringen. Es herrsche viel Unkenntnis über China, sagt sie. „Unsere Kultur kann man nur verstehen, wenn man sich auch mit ihrer Geschichte beschäftigt.“ Vor Kurzem stockte sie die kleine Bibliothek im Restaurant auf. In Ledersesseln können Gäste Platz nehmen und in aller Ruhe Reiseführer, Kalligrafien oder Bildbände durchblättern. China zu erkunden braucht Zeit, findet Tang, schließlich ist die Kultur 5 000 Jahre alt.

„Es geht mir allein um die Chinesen“, sagt sie, „nicht um die Politik, die dort gemacht wird, die lehne ich ab.“ Ihre Eltern packten 1989 die Koffer in Peking, setzten sich in die Transsibirische Eisenbahn und stiegen erst in Berlin wieder aus.

Restaurantbesitzerin Tang Mengling vermittelt zwischen Deutschen und Chinesen – besonders in olympischen Zeiten

Ina Brzoska

Eigentlich hat Tang Mengling den Fernseher für ihre Gäste im Restaurant „Peking Ente“ aufgestellt. Jetzt sitzt die 35-jährige Wirtin oft selbst davor und verfolgt die Bilder aus der chinesischen Hauptstadt, die im Smog zu versinken scheint. Die zierliche Frau mit dem geflochtenen Zopf hat gemischte Gefühle. Als

Es war eine Reise ins Ungewisse. 200 Mark hatten Tangs Eltern dabei, ein Ingenieur und eine Mathematiklehrerin, die in China unter Deng Xiaoping keine Perspektive sahen. Mitte der 90er-Jahre folgte Tang ihren Eltern nach Berlin-Reinickendorf.

Die Familie baute sich mit der „Peking Ente“ eine neue Existenz auf. Tang war zwar nach Deutschland gekommen, um Wirtschaftsingenieurwesen zu studieren, aber sie half den Eltern. Vor einem Jahr entschied sie sich, die Leitung des Restaurants zu übernehmen. Auch, um die Tradition der Familie zu wahren und um in ihrer neuen Heimat Berlin ein Stück chinesische Kultur zu pflegen. Tang hat viel über deutsche Geschichte gelesen, über Preußen, das Dritte Reich und die deutsch-deutsche Teilungsgeschichte. Wenn sie heute Gäste aus Ost- und Westberlin bewirbt, diskutiert sie gern. Über China, Demokratie und Wirtschaftswachstum etwa. Manchmal fallen ihr Unterschiede auf. Interessant findet sie die Einstellung der Ostberliner. Manche sähen die Chinesen als Genossen und fühlen sich ihnen verbunden. Andere sähen China als Bedrohung, weil das Land wirtschaftlich immer stärker werde, aber den Kommunismus nicht überwindet.

Manchmal hat Tang den Eindruck, als sei sie nicht nur Restaurantbesitzerin, sondern auch Vermittlerin zwischen der östlichen und westlichen Kultur. Zum Beispiel wenn Gäste aus China wieder einmal über die langen Entscheidungsprozesse in Deutschland spotten. „In China heißt es, der Transrapid fährt – und dann fährt er auch“, sagte ein Geschäftsmann aus China erst kürzlich zu Tang. Darauf konterte sie diplomatisch: „Ich finde es gut, dass unterschiedliche Meinungen toleriert und bei politischen Entscheidungen umgesetzt werden.“ Ein deutscher Geschäftsmann fragte Tang Mengling vor einiger Zeit, welche Staatsform sie eigentlich vorziehen würde: Eine schlechte Demokratie oder eine gute Diktatur. Die Restaurantbetreiberin antwortete: „Ich würde das kleinere Übel, also die schlechte Demokratie wählen. Denn gute Diktaturen, die gibt es meiner Ansicht nach nicht.“

Berliner Zeitung, 9.8.2008

› [Leserbrief](#) ›

[IMPRESSUM](#) [KONTAKT](#) [AGB](#) [MEDIADATEN](#)

